

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Grunauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 31. Juli 1902.

(Nachdruck verboten.)

Der hinkende Engel.

Novelle von C. W. Geißler.

(Fortsetzung.)

„Komm', meine Junge. — Leise — leise!“ Er führte ihn in sein Arbeitszimmer. Dort legte er feierlich seine Hände auf Theodors Schultern und sagte mit bebender Stimme:

„Sie hat Dich grenzenlos lieb. — Vergiß ihr das niemals! — — Heute hat sie für Dich gelitten — —“

„Für — mich — gelitten?“

„Vor zwei Stunden hat sie sich operieren lassen —“

„Was sagst Du?“

„Sie war nicht davon abzubringen — sie wollte alles lächelnd ertragen, weil sie's für Dich that — selbst auf die Narkose verzichtete sie — ach! und wie hat sie ihre Kräfte, ihre Geduld überschätzt! — ich wußte ja, daß es so kommen mußte!“

Theodor warf sich verzweifelt in ein Sofa und schluchzte.

Der Alte war gerührt und versuchte ihn zu trösten:

„Nicht so mein Junge! Das Schlimmste ist ja überstanden. Die Aerzte versichern, daß die Operation außerordentlich glücklich verlaufen sei und hoffen auf den besten Erfolg —“

Theodor sprang in die Höhe und rief lebhaft:

„Erfolg hoffen sie! — Ist das wahr? Sie wird wieder ganz gesund werden, wird tanzen und springen können —!“

„Man muß aber auch daran denken, lieber Sohn, daß es möglicherweise beim Alten bleibt —“

„Nein, daran denke ich nicht — daran wollen wir gewiß nicht denken — jetzt wollen wir hoffen, — hoffen, daß alles gut wird! — Und nun laß mich zu ihr — ich muß ihr danken — ich muß zu ihr beten, zu meinem Engel!“

„Nicht jetzt! Die Aerzte haben das streng verboten — sie muß unbedingte Ruhe haben. —“

„Gut, aber an ihre Thür sollst Du mich führen — ich will durch eine Spalte lugen, ich muß ihr einzig liebes Duldergesicht sehen, ihren Athem hören —“

„Aber versprich mir, ganz leise zu sein, Dich nicht zu rühren —“

„Ich verspreche alles!“

Der Vater geleitete Theodor an die Thür von Annas Schlafzimmer. Zitternd beugte sich Theodor an das Schloß. — — Nenni lag auf ihrem Bette — bleich, wie der Tod — die Lippen schmerzvoll zusammengepreßt — die Hände gefaltet. Sie schlief. Eine barmherzige Schwester saß lesend am Bette. — —

„Für Dich hat sie gelitten!“ Klang es tausendstimmig in Theodors Ohren — „für Dich das alles!“

Er eilte, ohne sich von dem Vater zu verabschieden, nach Hause, warf sich auf sein Sofa und weinte wie ein Kind. —

X.

Die Heilung Annas ging rasch und glücklich von statten, und schon nach wenigen Tagen ertheilten die Aerzte Theodor auf sein dringendes Bitten hin die Erlaubniß, die Braut zu besuchen. Das Wiedersehen war ergreifend — Theodor lag schluchzend an Annas Bett und küßte ohne Aufhören ihre Hände. Ehe noch ein Wort gewechselt worden war, war die von den Aerzten für das erste mal bestimmte Frist abgelaufen. Der Vater mahnte zum Aufbruch.

„Laß ihn, Papa: ich fühle daß es mich gar nicht aufregt, im Gegentheil — es ist so beruhigend, ihn bei mir zu haben. — — Sieh' mich doch mal an, Schatz! Ich habe gar keine Schmerzen mehr — ich lache — —“

„Meine süße, einzige Nenni!“

„Den Geniestreich **hatte**st Du wohl nicht von mir erwartet, wie? — Aber Du siehst doch ein, warum ich das thun mußte: ein Künstler, und vor allem ein so schöner Mann, wie Du, darfst doch unmöglich eine verkrüppelte Frau heiraten! — Gleich an jenem seligen Nachmittage, als Du mich zum ersten mal küßtest, kam mir der Gedanke — dann vergaß ich's wieder, weil Du so lieb und gut mit mir warst, als ob ich wirklich zwei gesunde Füße hätte — — aber dann — besinnst Du Dich noch darauf, wie wir zum ersten male miteinander spazieren gingen — da hörte ich die Leute Bemerkungen über mich machen — Du hast es auch gehört, denn Dein Auge war nicht mehr klar, wie sonst — Deine Stimme klang nicht freundlich. — — Da stand mein Entschluß fest — und ich habe den Muth gefunden, ihn auszuführen — — aber es war eigentlich kein Muth, ich wollte mir vielmehr mein Glück, — das Glück, die Deine zu werden, ertrogen. — Begreifst Du das? — Ich glaubte,“ fügte sie ganz leise hinzu, „Du könntest mich nicht lieben, wenn ich — —“

„Nenni, liebste Nenni, was sagst Du da? Wie wenig kennst Du mich doch! — Was traust Du mir nicht alles zu! — Ich liebte Dich, ich verlobte mich Dir, als ich noch keine Ahnung hatte, daß Dein Uebel jemals heilbar sein könnte —“

„Ja, Du liebtest mich, das ist wahr!“ sagte sie, indem sie ihm zärtlich das Haupt streichelte, „aber wenn ich gesund sein werde, wirst Du mich doppelt lieben — das weiß ich!“

„Das ist nicht möglich, Anna, — das bildest Du Dir ein, weil Du ein Weib bist, weil Ihr Frauen glaubt, der Mann hänge, wie Ihr selbst, am Neuzerlichen —“

„Gleichviel — aber ich denke, es ist auf alle Fälle besser so —“

„Natürlich ist es besser, Herzallerliebste, für Dich selber, für Deine Geiterkeit —“

„Nicht wahr? — Dann werde ich mit Dir tanzen können, und große Reisen machen, und Schlittschuh laufen — ach! Das sind alles so herrliche Dinge, auf die ich mich zeitlebens gefreut habe! — Jetzt — bin ich etwas müde geworden, liebster Freund — ich möchte schlafen — geh' zu meinem Vater — leiste ihm treulich Gesellschaft. — Gute Nacht!“ —

XI

Die Heilung war vollendet. Anna sollte zum ersten male aufstehen können. Emsig war der Vater um die Tochter besorgt — er half ihr, was er nur konnte — seine Kniee zitterten dabei vor Aufregung und Erwartung. Anna verließ das Bett, um den Fuß zu versuchen — — — in demselben Augenblicke stürzte sie mit einem lauten Schrei in die Arme des erschütterten Vaters:

„Umsonst! Alles umsonst!“ —

Der Vater versuchte zu scherzen, ob ihm auch das Herz dabei blutete:

„Probier's noch einmal, Herzenskind — auf einen Nabel fällt kein Baum — der Fuß muß sich erst an seine Gesundheit gewöhnen — er ist zunächst noch ganz verdukt, der kleine Kerl — so — so — hoppla! — — hoppla! — Nun, ich dächte — —“

Anna versuchte zu lächeln.

„Wirklich? — Was Du nicht alles siehst! — Ich weiß es besser: es geht nicht — es geht sogar schlechter wie früher. — Du hast doch recht gehabt, Vater — ich hätte Dir folgen sollen!“

Da meldete die Magd, daß Theodor da sei.

„Der Arme!“ sagte Anna leise, „wie wird er es aufnehmen! Er hätte sich schon so gefreut —“

Theodor trat, einen Blumenstrauß in der Hand haltend, mit strahlenden Augen und ausgebreiteten Armen in die Thür:

„Gratuliere zur Genesung, meine — — Was ist das? Ihr macht so niedergeschlagene Gesichter — Nenni hat geweint — —“

„Nimm es ruhig, mein Junge! Die Operation war umsonst!“

„Umsonst!“ schrie Theodor auf. „Das ist nicht möglich — nein, das kann nicht sein — die Aerzte versprochen es doch so gewiß —“

„Die Aerzte haben sich getäuscht, Theodor —“ sagte Anna, den Geliebten erwartungsvoll anblickend.

Theodor schlug verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammen und trat an das Fenster.

Anna ging zu ihm, umschlang ihn zärtlich und sagte, sich zu einem leichten Tone zwingend —:

„Na, was sagst Du dazu, Schatz? Das ist doch verdrießlich — man läßt an sich herumschneiden und kurieren, liegt sechs Wochen und länger im Bette — und wenn man dann aufsteht, ist alles beim Alten geblieben!“

„Oh, es ist fürchterlich!“ rief Theodor mit thränenerschlackter Stimme.

Anna trat entsetzt zurück. —

„Fürchterlich sagst Du? — und mit welcher Stimme! — Also habe ich doch recht gehabt: Du liebst mich nicht mehr!“

Theodor stand betroffen.

„Nenni, mein holdestes, angebetetes Mädchen, wie kannst Du so etwas sagen! — Ich liebe Dich, tausendmal inniger, als früher, wenn das möglich ist — ich weiß, was Du für mich getragen hast —“

Sie sah ihn mit großen Augen an, als wollte sie in seiner tiefsten Seele lesen.

„Fürchterlich sagst Du — warum ist es fürchterlich, wenn Du mich wirklich trotzdem noch lieb hast?“

„Wie Du mich quälst — und Dich dazu! Was ist es denn sonst, als „fürchterlich“, daß Du alle diese Schmerzen und Qualen meinerwegen umsonst durchgemacht hast, daß Du sechs Wochen unseres Brautstandes auf dem Krankenbette hast zubringen müssen, wo ich Dich nur mit der Uhr in der Hand, und erst gar bloß durchs Schlüsselloch habe genießen dürfen! — Du mußt mich wirklich recht wenig lieb haben, wenn Du das nicht auch „fürchterlich“ nennst!“

Annas Züge klärten sich auf — sie glaubte an alles Liebe und Gute, was er sagte, wie an ein Evangelium.

„Theodor — ist das wahr, was Du da sprichst — Du liebst mich wirklich noch —?“

„Nimmer und ewig, meine Anna!“ — — — — —

„Und nun laß uns den Herren Aerzten zum Trotz Genesung feiern. Papa — nun wollen wir so recht guter Dinge sein und uns freuen. — Heute werde ich auch Champagner trinken, Theodor — Du sollst nicht wieder über mich zu klagen haben — — ich will eine Künstlerfrau werden, an der Du Deine Freude haben sollst!“

„Bravissimo! — Uebrigens müssen wir heute neben Deiner Genesung auch einen kleinen Ehrentag meiner selbst feiern: mein Bild ist preisgekrönt und von der Galerie angekauft worden —“

„Hurrah! Hurrah! — Herzlichen, herzlichen Glückwunsch dazu, Du lieber Tausendkünstler!“

„Mein Verdienst dabei ist äußerst gering, liebe Nenni, — Du bist es, die damit einen Triumph feiert — — Dich wollen wir also heute feiern, Dich ganz allein!“

Der Vater ging voran ins Wohnzimmer. Theodor folgte ihm, seine Braut am Arme führend.

„Nicht so schnell, Theodor!“ bat Anna leise.

„Schnell? Ist Dir das zu schnell —?“

„Der Fuß schmerzt mich noch ein wenig —“

„Ach so —!“

XII.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit waren im besten Gange. Anna war eine glückliche Braut — Theodor der zärtlichste und aufmerksamste Bräutigam von der Welt. Einmal sprachen sie von der Hochzeitsreise. Anna schwärmte nach Art junger, verliebter Mädchen. —

„Es wäre schon das Beste,“ unterbrach sie Theodor lachend, „wir ließen uns eine Kutsche bauen, mit allen möglichen Bequemlichkeiten ausstatten, damit wir niemals auszufsteigen brauchen — das wäre doch etwas Originelles — hahaha!“

Anna blickte ihn erschrocken an. — Das Lachen schnitt ihr ins Ohr — aber warum denn? Theodor war ja doch der beste Mensch unter der Sonne — wie konnte sie ihn sonst auch so unfähig lieb haben! — — — — —

Das junge Ehepaar befand sich auf der Hochzeitsreise. Anna jubelte vor Lust beim Anblick der Herrlichkeiten, die ihr Theodor überall zu zeigen hatte. —

Sie hatten Salzburg erreicht. Anna machte den Vorschlag, hier etwas länger zu rasten. Theodor wars zufrieden, und so mietheten sie sich auf vierzehn Tage in einem Gasthause ein. —

„Ich habe heute tüchtigen Appetit —“ sagte Anna, als sie es sich in ihrem behaglichen Zimmer bequem gemacht hatten.

„Das ist recht: Du bekommst hier auch etwas ganz Vorzügliches zu essen. — — Wie wäre es übrigens, wenn Du gelegentlich unten in der Küche etwas von den Geheimnissen der österreichischen Kochkunst für unsere Häuslichkeit auszuspiionieren suchtest? — Spazieren wirst Du so wie so nicht immer gehen können —“

„Ich wollte hier ruhen. —“

(Nachdruck verboten.)

Der Kampf gegen die Hitze.

Hinze und Rathschläge von Dr. Friß Brinkmann.

„Das Schönste ist doch solch' ein gerechter heißer Sommertag. Ein Frühlingstag ist unruhiges Werden, ein Herbsttag gelassenes Sterben!“ . . . Allerdings hat dieser Ausspruch Berthold Auerbachs seine Berechtigung. Das flimmernde Weben der Sonnenstrahlen, der weite blaue Himmelsdom, der das All umschließt — wer möchte an solchen Schönheiten achtlos vorübergehen oder sie ihres Werthes zu entkleiden suchen! Allein ein Nebelstand bleibt es doch, daß man gleichzeitig eine oft unerträgliche Hitze in den Kauf nehmen muß. Man wird vielleicht einwerfen, daß die Bevölkerung anderer Breitengrade noch in weit höherem Maße darunter zu leiden habe. Aber jene ist von Natur aus gewissermaßen dazu prädestinirt; sie weiß es und rechnet darauf; ihre gesammte Körperkonstitution ist danach eingerichtet und ihre Kultur — insofern man eine solche überhaupt besitzt! — damit in Einklang gebracht. Anders wir, wenn uns einmal ein übermäßig heißer Sommer seine Blutwellen zukommen läßt. Dann pusten und stöhnen wir; am eigenen Körper belästigt uns der Schweiß, draußen im Freien der Staub — der übrigen vielfachen bald kleineren, bald größeren Mißhelligkeiten nicht zu gedenken, die sich jedesmal als Begleitererscheinungen der Hitze einstellen.

Vor allem ist dies der Durst und als seine unmittelbare Folge ein gesteigertes Trinkbedürfniß. Nun wird gewiß kein Mensch, der irgendwie vernünftig denkt, den Rath erteilen wollen, daß jemand, dem unter dem Bann sengender Sonnenstrahlen die Zunge am Gaumen klebt, auf den ersehnten Labetrunk unter allen Umständen verzichten müsse. Andererseits soll jedoch gerade unser Trinkbedürfniß in diesen heißen Sommertagen überaus bedachtsam geregelt sein und seine Befriedigung durchaus von hygienischem Standpunkte aus stattfinden. Das Trinken an sich schadet selbst dem erhitzten Organismus ganz und gar nichts; nachtheilig wird es nur, wenn es zu hastig oder gar übermäßig geschieht; vor allem jedoch können jene eiskalten Getränke, die heute leider auf der Tagesordnung stehen und im Widerspruche mit Vernunft und Billigkeit selbst in Restaurants verkauft werden, unsere Gesundheit untergraben. Man frage nur die Aerzte, wie groß die Zahl der Kranken ist, die sich einen Darm- oder Magenkatarrh, ein hitziges Fieber oder eine Lungenentzündung einzig und allein dadurch zuzogen, daß sie zu kaltes Bier oder das gleichfalls so sehr beliebte Eiswasser getrunken haben. Vergebens warnen die Behörden zu Beginn der heißen Jahreszeit öffentlich und für jedermanns Ohr, auf so unjünge Weise den Durst zu löschen. Die Fahrlässigkeit hört darum doch nicht auf, und die Menge derer, die dafür oft mit langem, qualvollem Leiden büßen müssen, schrumpft nicht zusammen. Wer vom Durst gar zu sehr heimgesucht wird, der lösche diesen immer nur schluckweise und allmählich. Eiskalte Getränke werden besser ganz und gar vermieden. Sehr zu empfehlen ist ein Glas Thee oder für den, der sich mit dem letzteren, weil er ihm zu weichlich oder, wie der Wiener sagt, zu *fad'* erscheint, nicht befreundet mag, eine Bonillon, leicht gewonnen aus Liebig's Fleisch-Extrakt, sie schmeckt herzhaft, kräftig und ist überall, auch auf der Reise, wo immer man weilen mag, ebenso bequem wie schnell herzustellen. Alkoholische Getränke soll sich der von einem rechten, echten Durste Gemartete überhaupt enthalten; sie stillen ihn nicht nur nicht, sondern fachen ihn vielmehr nur von neuem an. Auch Fruchtlimonaden leisten gute Dienste, schon deshalb, weil sie, ebenso wie die vorhin erwähnte Fleischbrühe, die Thätigkeit der Verdauungsorgane, die ja auch von der Hitze meistens

ungünstig beeinflusst wird, bestens regeln oder sogar etwaige Störungen beseitigen.

Ähnlich macht uns der Schweiß augenblicklich recht viel zu schaffen. Seine Unzuträglichkeiten allein in ästhetischer Hinsicht stehen eigentlich so außer Frage, daß man diesen Punkt kaum zu erörtern brauchte. Davon weiß unsere Frauenwelt ein Lied zu singen, die manches schmucke oder gar werthvolle Kostüm, selbst wenn sie es nur ein einziges mal getragen hatte, durch häßliche Flecke und Streifen, die vom Schweiß herrühren, entstellt sieht. Glücklicherweise besitzen wir jedoch eine ganze Reihe von Mitteln, mit deren Hilfe man solcher Neigung zu übermäßiger Transpiration wenigstens einigermaßen beizukommen vermag. Ganz und gar soll man bekanntlich nicht die Schweißabsonderung des menschlichen Körpers unterdrücken, weil sonst der Gesamtorganismus in seiner Thätigkeit Störungen erleiden dürfte, die für sein Wohlbefinden verhängnißvoll werden könnten. Zu allererst befolge man die Weisungen, die ich soeben für das Zusichnehmen von Getränken in erhitztem Zustande und bei quälendem Durst gegeben; sie regeln gleichfalls die Schweißabsonderung und beugen der Ueberhandnahme jener zweckentsprechend vor. Nicht allein lästig, sondern sogar schwächend kann der Nachtschweiß wirken, unter dem zumal nervöse oder überhaupt gesundheitlich nicht feste Naturen gerade jetzt so oft zu leiden haben. Verwehlicht und demgemäß vielleicht gewohnt, selbst in größter Sommerhitze bei dichtgeschlossenen Fenstern zu schlafen, sind sie morgens, wenn sie aufstehen, „wie aus dem Wasser gezogen“. Ihnen möchte ich als recht wirksames Heil- und Hausmittel einen leichten Thee aus den Blättern der gemeinen Salbeipflanze anrathen. Diese sollen getrocknet sein, das Getränk muß entweder lauwarm oder vollständig abgekühlt zu sich genommen werden. Hand in Hand damit soll eine verständige, ganz allmählich stattfindende Abhärtung einhergehen und, in gleicher Schrittweise erstrebt, die Gewöhnung an die herrliche, milde Luft der Hochsommernächte und ihren so leise kühlenden Odem.

Die übermäßige Schweißabsonderung an den Händen unterbindet man durch täglich mehrfaches Einreiben mit einer 15prozentigen alkoholischen Weinsteinäurelösung oder durch Anwendung des Antihydorrhins. Dieser Prozedur muß stets sorgfältiges Waschen vorangehen. Ebenso bewähren sich Pinselungen mit der unter dem Namen Formalin bekannten Lösung des Formaldehyd; auch eine 10prozentige Maunlösung führt zu dem gleichen Ziele. Das Schwitzen unter der Achselhöhle hebt man durch Waschungen, die morgens und abends mit 15 prozentiger alkoholischer Weinsteinäurelösung stattzufinden haben. Nachher sind die Stellen mit einem Pulver zu bestreuen, das zusammengelekt ist aus Salicylsäure 5 Gramm, Maun 2 Gramm, Gerbsäure 3 Gramm und Weizenstärke 90 Gramm. Noch unbequemer kann uns der transpirirende Fuß werden. Wer darunter zu leiden hat, bringe in sein Schuhzeug eine 3 mm dicke Korbhaarsohle — darüber gelegt und mit jener zusammengelept eine Lage Löschpapier, die mehrmals mit Mull umwunden ist. Uebrigens sind Sohlen nach diesem System jetzt überall käuflich. Freilich nützen sie ganz und gar nicht, wofern nicht gleichzeitig die denkbar größte Reinlichkeit beobachtet wird, bestehend in Fußbädern, sonstigen Waschungen und häufigem Wechseln der Strümpfe. Schnür- oder Halbschuhe sind enganliegenden Stiefeln schon deshalb vorzuziehen, weil sie steten Luftzutritt ermöglichen und demgemäß Pöhlung herbeiführen. Ferner soll man morgens sowohl die Füße in ihrer Gesamtheit als auch das Innere der Strümpfe mit Borshl bestreuen und zwischen die Beine ein Stückchen Watte schieben, das damit durchtränkt wurde. So ausgestattet, darf Jedermann wohlgemuth den Kampf wider den Schweiß aufnehmen — oder, was eigentlich dasselbe ist: wider die Hitze.

Selbstverständlich wird der eine Organismus mehr von ihr gequält als der andere. Völlig gesunde, gegen jeden Wechsel des Klimas widerstandsfähige, sehnige Naturen haben viel weniger unter ihr zu leiden als schwächliche, verzärtelte oder gar kranke. Auch dem Embonpoint macht sie recht viel zu schaffen. Allen diesen empfehle ich, zumal, wenn sie unter den sengenden Sonnenstrahlen eine Strecke Weges zu gehen haben, ein grünes Blatt, das möglich umfangreich sei, direkt auf dem Kopfe und unter dem Hute zu tragen. Das im Blattgewebe enthaltene Wasser verdunstet nämlich unter dem Einfluß der Wärme, kühlt die unter dem Hute festgehaltene Luft und damit auch den Kopf ab. Ist das Blattstück eingeschrumpft, so ersetzt man es durch ein neues. Um in Zimmern, die selbst bei gewisser Sorgfalt nicht hinreichend vor der Hitze zu schützen sind, die für den Gesundheitszustand des Menschen unumgänglich nöthige Herabminderung der Temperatur zu erzielen, hat man neuerdings Apparate konstruirt, die in Verbindung mit gewissen Mischungen dies zu Stande bringen. Eine solche besteht aus drei Theilen sublimirtem Salmiak, einem Theil Salpeter, sechs Theilen Chlorkalium. Diese werden gemischt und mit zehn Theilen kalten Wassers übergossen. In gewisse Gefäße gebracht, die wohl augenblicklich in sämtlichen größeren Thonwaarenhandlungen zu haben sind, bringt diese Mischung, während sie verdunstet, in den betreffenden Räumen eine Temperaturerniedrigung von etwa 30 Grad Celsius zu Wege. Wenn nichtsdestoweniger der Körper auch jetzt noch unter der Hitze zu leiden hat, so lasse man über beide Handgelenke etwa 5 Minuten lang den Strahl der Wasserleitung strömen. Man glaubt kaum, wieviel man durch dies so einfache Mittel erreicht. Dem gesammten Körper wird eine ebenso angenehme wie gefahrlose Kühlung zugeführt, Durst, der etwa vorhanden, nimmt ab, und man fühlt sich so gestärkt, als ob man ein Bad genommen. Wer unterwegs ist oder überhaupt im Freien, erreicht eben diese Wirkung vielleicht noch besser, wenn er die Handgelenke in das fließende Raß eines Wasserlaufs, des murmelnden Quells, des Stromes oder der singenden Meereswelle streckt. In Indien, wo die Sonnenstrahlen so glühendheiß herniedersengen, ist dies Mittel allgemein im Gebrauch. Mit seiner Hilfe schützt man sich auf das Erfolgreichste gegen Sonnenstich und Hitzschlag, die vielleicht gerade deshalb hier so wenig Opfer fordern.

Ja, die Hitze! Wie herrlich wäre der Sommer, wie ausgiebig könnte man seine Freuden kosten, wenn diese nicht so oft durch die so lästige Beigabe vergällt würden? Selbst der Humor, dieses so köstliche Geschenk, das die Götter dem Sterblichen als Bekehrkost für sein so oft qualvolles irdisches Wallen beisteuerten, hilft nicht immer darüber hinweg. So soll es Schüler geben, die, um die Hitze nicht gar zu sehr zu empfinden, nur noch „Schattenstriche“ machen, verheiratete Männer, die — natürlich nur aus diesem Grunde! — ihren Ehering in der Westentasche tragen und völlig schuldlos, die allein um solchen Sommerqualen zu entgehen, sich gernwillig von Mörderhand „kalt machen“ lassen. Wenn Berschwender klagen, daß bei so großer Hitze ihr Geld wohl oder übel zusammenschmelzen müsse, so wird man sich gleichfalls nicht wundern dürfen — ebenso wenig wie darüber, daß ich, immer unter dem Einflusse der Hitze, so üble Kalauer reiße! In England, also gerade dort, wo in gewissen Ständen das „Shocking“ sein großes Machtwort führt, sind die Lords, sonst die Hüter jedweder Etikette, in Zwillingsanzügen und mit Hüten aus weißer Leinwand in die Parlamentssitzung gekommen, und im Saale des obersten Gerichtshofes legte — es war unerhört! — der Leiter der Verhandlung mit dem Ausrufe: „Es ist wirklich nicht mehr zu ertragen!“ Mantel und Perrücke ab. Die Advokaten sperzten anfangs vor Erstaunen über diesen Publikum regungslos den Mund auf, folgten dann aber schnell

dem hohen Beispiel. Sogar ein Fenster wurde im Saal geöffnet — so entschieden kapitulirte man vor der Hitze.

Uebrigens erträgt der moderne Kulturmensch ohne Schaden für seine Gesundheit durchschnittlich eine weit höhere Temperatur, als man in Laienkreisen gemeinhin annimmt. In jedem sogenannten römischen oder russischen Bade setzen wir uns oft stundenlang einer Hitze von 40 bis 43 Grad Reaumur aus, ohne dabei von einem sonderlichen Mißbehagen heimgesucht zu werden. Die Wissenschaft vermochte diese Erscheinung, der gegenüber sie wie vor einem Räthsel stand, geraume Zeit nicht zu deuten, bis der berühmte Benjamin Franklin darthat, daß sie mit der Schweißabsonderung und der sich daran schließenden Verdunstung zusammenhänge. Als Beweis seiner Theorie führt der amerikanische Philosoph das Beispiel der Erntearbeiter in Pennsylvania an, die täglich unter einer glühenden Sonne thätig sind und sich dabei wohl befinden, aber sofort zusammenbrechen, sobald die Schweißabsonderung aus irgend einem Grunde zum Stillstand kommt. Man sieht also: wenn alle andern Mittel versagen, hat uns die Natur selber eines an die Hand gegeben, mit Hilfe dessen wir immer und stets im Stande sind, den Kampf wider die Hitze aufzunehmen.

(Nachdruck verboten.)

Nur ein einziges Mal.

Skizze aus der Meraner Saison von J n a v. B e r g.

Es ist ein köstlicher, wundervoller März morgen in Meran. Alles blüht und duftet, wohin nur das Auge blickt, die Vögel singen und warm ist's, so köstlich warm, daß man meinen möchte, man wäre schon im Sommer.

Auf dem grünmrankten Balkon einer der eleganten, zurückgebauten Villen an der großen schattigen Allee ruht, sorgsam zugedeckt mit einer weißen Angoradecke, eine junge, blonde Frau. Man hat das Ruhebett bis fast an den Rand der Ballustrade geschoben, damit sie womöglich ein wenig von der Kurmusik erhaschen könne, und nun liegt sie da mit lose in einander verschränkten Händen und athmet voll Entzücken die laue, wonnige warme Luft in ihre kranken Lungen.

Ja, sie war krank, schwer krank zu Hause, lange Zeit, und nun hat man sie nach dem reizenden Meran gebracht, damit sie wieder gesund werden soll.

Ihr Mann, der sich wegen seiner hohen Stellung nur wenig um seine kranke Frau kümmern kann — er ist kaiserlicher Attaché an irgend einem Hofe — hat sie nicht begleiten, nicht einmal herbringen können, und da sie ihr das Kind, ihre süße, kleine Erika auch nicht haben mitgeben wollen, weil das zu ihrer Erholung nicht taugt, so ist sie bis auf ihre Zofe Maruschka und ihren alten grauen Zwanowitsch, so eine Art Haushofmeister, der sie im Schlosse ihrer Eltern schon auf den Knien gewiegt, allein, mütterseelenallein.

Das thut weh, wenn man so krank ist wie sie, und macht traurig manchmal —

Aber sie ist tapfer, — er hat es sie gelehrt. Darum hat sie auch heute, wo sie sich wohler als seit langer Zeit fühlt, all die trüben Gedanken von sich geworfen und blickt mit neuem Lebensmuth in die trübe Zukunft.

Sie hat sich heut, zum ersten mal seit ihrem Hiersein, von der Maruschka das Haar wieder hoch frisiren lassen, mit lauter losen Puffen, wie es ihr so gut steht und wie sie es zu Hause immer getragen, als sie noch gesunder war, auch hat sie sich die kostbare, weiße Matinee von Worth geben lassen, in der sie die Kaiserin einmal empfangen und die Erikas helles Entzücken

immer gewesen, weil das Devant fast ganz mit blinkenden Steinen übersät ist und das Kind schon von weitem immer die Arme nach danach ausstreckte. Auch ein Armband trägt sie heut, ein russisches, unschätzbar kostbares Kleinod, einen breiten Goldreif mit einer einzigen, wunderbar schönen Perle, die ihn immer an eine große, frischgeweinte Thräne erinnert.

Das fällt ihr eben ein und sie schellt nach der Hofe, zieht es ab und läßt es wieder forttragen, es ist auch gar so schwer und so kalt an ihrem Handgelenk.

Wie behaglich und hübsch es hier auf ihrem Balkon ist! Auch elegant; und so zierlich die Möbel alle, so recht wie für eine verwöhnte Dame geschaffen. Der kleine Tisch vor ihr ist voll von allerhand eleganten, werthvollen Nippes, ohne die eine vornehme Frau nicht leben kann, Nippes, bei denen die Edelsteine gar keine Rolle spielen. Das ist ja so Sitte in Rußland.

Ihr Auge gleitet auch gleichgiltig darüber hinweg, hinüber zu einem kleinen Korbsesselchen — es ist der, den er sich immer heranzieht, wenn er heraufkommt — und auf welchem, achlos nach dem Auspacken wieder halb hinein geworfen, ein wunderbares schönes, seidenschimmerndes Pelzcape liegt, das sie zusammen nach dem Katalog aus Petersburg bestellt haben für ihre erste Ausfahrt.

Es kam heut früh; Muff und Pelzbarrett dazu liegen achlos auf dem türkischen Teppich, auf dem Tisch aber, der neben ihrer Chaiselongue steht ebenfalls aus einem Karton, der eine Meraner Firma trägt, herausragend, ein reizender, kleiner Hut mit lauter zarten Rosenknospen und einem winzigen Kolibri aus schimmernden Edelsteinen, der sich neckisch, mit ausgebreiteten Flügeln auf einer der großen Blüthen wiegt. Auf dem verweilt sinnend ihr Blick — er hat ihn bei der Französin im Laden hängen sehen und sofort für sie herschicken lassen — für die erste Ausfahrt. Sie malt sich aus, wie und ob er ihr wohl überhaupt steht. Es wäre doch möglich, daß er ihr es heute erlaubte, oder morgen, oder übermorgen —

Die junge Gräfin schließt die Augen, und ein leises Lächeln irrt um den blassen, reizenden Mund.

Wenn!

Dann wird sie das nächste mal etwas weiter, vielleicht gar schon zum Konzert dürfen, wird Menschen sehen, Musik hören und wird — wird — vielleicht auch — Kinder herumspielen sehen, vielleicht auch Kinder, die gerade vier Jahr alt sind —

Um den Mund der blassen Frau beginnt es verrätherisch zu zucken, aber sie beherrscht sich tapfer.

Nein, nicht weinen. Er hat es ihr so streng verboten und sie gestern erst so herzlich und eindringlich gebeten, weil es ihr so sehr, sehr schade.

Nein, tapfer sein, sonst ist all seine Kur umsonst, sagt er. Sie sieht es ja auch wieder, ihr Kind, ihren süßen kleinen Engel; ihr Ein, ihr alles, ihre Gräfin, die so sehr an ihr hängt und so großes Heimweh nach der Mutter hat, wie die alte Kindermutter manchmal schreibt; — bald — es soll herkommen, er hat es ihr ja versprochen, sobald sie nur erst ein bißchen weiter ist — und er hält, was er verspricht.

Das ist fast ihr einziger Gedanke Tag und Nacht, ihr Sehnen, ihr Hoffen, ihr Wünschen. Seit Wochen, Monaten schon läßt sie von Maruschka und Zwanowitsch Spielzeug einholen, Puppen, Välle, Bücher, Baukästen, Nähkästchen — alles, was sie sich nur ausdenken kann, und er selbst hat erst gestern die kleine Spieldose für sie mitgebracht, die dort steht, und die so allerliebste „Spinn, spinn“ und „Trent euch des Lebens“ spielt.

Gedankenverloren lächelt sie, wie sie sich so ausmalt, was das Kind wohl zu all den vielen Sachen sagen mag, und ein seeliger Seufzer irrt durch den kleinen Raum, dann lauscht sie plötzlich.

Aber der Schritt geht an der Thür vorüber. Sie spinnt ihre Gedanken weiter, legt langsam, damit es ihr nicht Schmerzen bereite, beide Arme über den goldblonden Puffen, in denen die Sonnenstrahlen neckend ihr Spiel treiben, wendet den Kopf zur Seite, um aus dem Bereich der blendenden Strahlen zu kommen, dehnt und streckt den müden Körper in wohligen Behagen und bleibt dann ruhig mit geschlossenen Augen liegen.

Ach, was hat sie doch gut hier! So hatte sie noch nie in ihrem ganzen Leben, so viel Liebe, so viel rührende Liebe und aufopfernde Fürsorge. Sie ist ohne Eltern groß geworden, in Pensionaten, denn der Vormund, der harte, unbarmherzige Mann, der wollte sie nicht im Hause haben, weil er selber Töchter hatte und weil sie, die Saschinka, so schön war. Ja — ihre Schönheit! Und ihr Reichthum, — das ist ihr zum Verhängniß geworden.

Dann verheiratete sie sich, ganz jung, damit sie doch ein Heim hätte, und einen Menschen auf der weiten Welt, der es gut mit ihr meinte —

Ist das noch dieselbe Frau? Sie sieht mit einem male ganz anders aus; das Lächeln ist erstorben, ein harter Zug liegt um den süßen Mund und fröstelnd zieht sie die Decke höher zu den Schultern herauf. Sie friert, sie schaudert sich ordentlich. Dann lauscht sie wieder.

Ja, sie hats gut hier. Er hat ihr von seiner Veranda unten — sie wohnt im Hause des sie behandelnden Arztes, des Doktor Ernst, — die drei allerschönsten größten Bäume, zwei herrliche, in Blüthe stehende Myrten und eine große Stechpalme, unter deren Schatten es sich so schön träumen läßt, hieher auf ihren Balkon schaffen lassen, auch andere Palmen und blühende Gewächse, einen ganzen Garten voll; Goldfische schwimmen dort im Wasser, kleine, niedliche, die so lustig plätschern und die sie immer zusammen füttern und auch ein Vögelchen sitzt dort im Bauer, das ihrer Einsamkeit hier oben etwas vorzungen soll. Und blühende Eriken, wohin sie nur blickt, auf jedem Tisch, in jeder Ecke.

Ein leiser Seufzer zittert durch die Luft. Ja, er!

Er ist gut und lieb —

Jetzt lauscht sie wieder, mit allen Sinnen diesmal und mit großen, sehnüchtigen Augen.

Kommt er noch nicht? Es ist schon halb 12 vorbei, und wieder seufzte sie auf. Ach, wenn sie ihn nicht hätte, was würde wohl aus ihr! Er ist nicht nur ihre einzige Abwechslung an jedem Tage, sondern auch ihr Trost, ihr Berather, ihr Helfer in ihrer oft so großen Noth, der einzige Mensch, den sie in der Fremde kennt, der ihr je im Leben Gutes angethan. Und wie rührend er für sie sorgt, täglich, stündlich, trotz seiner großen Arbeitslast, immer erst sie, und sie und sie —

Da fährt ein Wagen vor.

Sie erschrickt dermaßen, daß alles Blut in ihre weißen Wangen stürzt, bleibt aber unbeweglich, athemlos liegen, um nur ja keinen Ton zu verlieren von dem, was jetzt dort unten vorgeht. Man hört ein paar Worte nach dem Hause zurücksprechen, eine kurze Anweisung für den Kutscher geben, dann wird der Schlag zugeworfen und der Wagen rollt davon.

Sie rührt sich noch immer nicht. Sie ist so nervös von dem langen Warten geworden und so elend zugleich und so enttäuscht und so unglücklich, daß ihr mit einem male die Augen voll Thränen stehen, wie einem Kinde, dem man sein Liebstes aus der Hand genommen hat.

Da geht aber auch schon die Thür auf und die schwarze Maruschka, hübsch und originell, wie immer in ihrer russischen Tracht, kommt herein mit ein paar losen Blüthenstengeln in der Hand, denen man es ansieht, daß sie eben erst unten im Vorgarten abgepflückt sind, und legt sie der Herrin auf den Schooß.

„Vom Herrn Doktor“, sagt sie. „Und er hätte einen so schweren Patienten. Er käme aber so schnell er könnte zurück. Er war in großer Eile.“

Und nun liegt sie und wartet geduldig und lauscht, ihre kleine brillantenblitzende Uhr in der Hand. Bei jedem neuen Wagenrollen huscht ein zartes Roth über ihr Gesicht, und dann mit einem male, ehe sie es noch für möglich gehalten, denn der Wagenschlag ist ja im selben Augenblick erst zugeflogen — steht er in der Thür, noch völlig athemlos von dem schnellen Treppensteigen — sie sieht es wohl, — die dunkeln kühnen Adleraugen in unverböhler Freude auf sie gerichtet.

Dann stutzt er plötzlich. Zauchzte da nicht jemand auf? Oder irrte er sich? Einen Moment noch zögert er, das ganze traurige, süße Bild hier vor sich mit einem langen, seltsamen Blick umfangend, dann kommt er elastischen und zugleich vorsichtigen Schrittes, wie immer, wenn er diese Räume betritt, näher und auf sie zu.

Sie fühlt mit einem male einen wahnsinnigen Schmerz in der Herzgegend, aber sie verzieht keine Miene — keine Wimper zuckt in ihrem blaß gewordenen Gesicht. Nein — das soll er nicht wissen.

Er steht noch immer. Er sagt auch noch immer nichts, — kann er denn nicht sprechen heut?

Und dann endlich, sie vorsichtig mit der halb zu Boden geglittenen Decke wieder einhüllend, leise, herzlich:

„Nun, Gräfin, wie gehts?“

Die liebe Stimme! So wohlthuend, so beruhigend! Und die lieben, guten, treuen Augen.

Das Herz erbebt ihr.

„Gut,“ antwortet sie, sich zur Hälfte aufrichtend, und dabei leuchtet es in den märchentiefen, blauen Wunderaugen der schönen Frau wie helle Seligkeit einen Augenblick auf, „besser, viel besser.“

„So. — So. Wie mich das freut! Ist's denn auch wahr?“

Er sieht sie prüfend an, nicht mehr mit dem heißen Entzücken des Mannes, der mühsam erst nach Fassung ringen muß, ehe er überhaupt ein Wort sprechen kann, wie vorhin an der Thür, sondern mit dem forschenden Auge des Arztes; dann setzt er den Karton mit dem Cape, auf das er ungeduldig schon seit fast vierzehn Tagen gleich ihr wartet und das er nun garnicht einmal bemerkt, zu Boden, zieht sich seinen Stuhl heran an ihre Chaiselongue und nimmt ihre kleine, feine, durchsichtige Hand, die von schweren Brillanten blitzt, behutsam und ehrerbietig in die seine. „Aber die Hand ist heiß“, sagt er nicht ohne Besorgniß, „sie war gestern kühler. Da liegt ein Brief auf dem Tisch — doch nicht geweint? Nicht etwa schlechte, aufregende Nachrichten? Nein? Vom Gatten?“

Er ahnt schon etwas.

Sie nickt nur, sagt aber nichts. Er nimmt den losen Heliotropfengel, den er, ehe er fortging, gepflückt und mit dem sie bis jetzt gespielt, in die Hand, um ihn nervös und unruhig hin und her zu drehen.

„Jrgendwo stimmt es aber mit meiner Gräfin nicht. Was — was schreibt er denn, der Herr Gemahl?“

Nach dem Kinde zu fragen wagt er nicht, weil sie fast jedes mal in Thränen ausbricht, wenn sie davon sprechen. Statt aller Antwort entfaltet sie plötzlich den Brief und hält ihm die beiden Seiten, auf denen in riesengroßen Lettern unter einer riesengroßen Grafenkrone und einem ebensolchen Wappen je einige Zeilen stehen, hin.

„Nichts“, sagt sie bitter.

Sein Auge wird ganz dunkel.

Ja, er sieht es — Nichts. Und seine Hand ballt sich zur Faust; ein ebensolches Nichts bekam er ja selber erst vor einigen Tagen

auf seine beiden, die bittere Wahrheit endlich beim Namen nennenden Briefe.

„Nun, er wird selber kommen, der Herr Gemahl“, sucht er sie begütigend zu trösten, da fliegt sie aber beinahe hoch auf in ihren Rissen, und ihre beiden heißen Hände klammern sich krampfhaft an seinen Arm.

„Nein — nein — nein!“ ruft sie, mit den Thränen kämpfend, ganz außer sich, „noch nicht — erst will ich ganz gesund werden!“

Der junge Arzt ist ernstlich erschrocken — jede Aufregung ist Gift für sie. „O Gräfin — Sie wollten doch brav sein! Nicht so aufregen,“ bittet er, sie mit sanfter Gewalt in ihre Rissen drückend, „nur das nicht! Nein — er soll auch nicht kommen, noch lange nicht. Ich verspreche es Ihnen.“

Da ist sie zufrieden. Und als er sieht, daß sie sich beruhigt, sucht er rasch, sie auf andere Gedanken zu bringen.

„Ach, der Hut!“ ruft er mit gutgespielter Ueberraschung — „da ist er ja. Nun, was sagen Sie zu meinem Geschmack. Ist es nicht ein reizendes Ding? So duftig und so zart — wie für Sie gemacht. Und wenn der erst auf dem Kopf sitzt, auf dem Haar, auf — diesem Haar!“

Er nimmt ihn, setzt ihn ihr mit unsicheren Händen ziemlich ungeschickt auf, mit wahrer Herzensangst ihre Blicke vermeidend, und geht dann ins Nebenzimmer, um nach ihrem Handspiegel zu suchen, dessen Platz er ganz genau weiß, wie den eines jeden einzelnen ihrer Kleinen, eleganten Rippes — ist sie doch nun schon über ein halbes Jahr sein Schmerzenskind — in Wirklichkeit aber, um sein Gleichgewicht wieder zu gewinnen.

wenn er den Blick fähe, mit dem ihre sehnsüchtigen, todes- traurigen Augen seiner hohen Gestalt folgen!

„Hier ist der Spiegel, Gräfin. Bei Gott“, ruft er in heller Verwunderung, und alles, was sein Herz für diese Frau empfindet, was seine Brust an verbotener, unseliger Leidenschaft birgt und sein eiserner Wille dort angstvoll bewacht und niederdrückt und händigt, — das lodert einen Moment unverbüllt in seinen Augen auf, wie er sie da so süß vor sich sieht. „Er kleidet Sie zum Entzücken. Ich wußte es ja! Wir erleben eine Sensation — auf mein Wort — wenn ich so mit Ihnen in der Giselapromenade erscheine. Wir erregen Aufsehen!“

Athemlos, mit einem halb ungläubigen, halb hoffnungs- seligen Lächeln auf den Lippen, lauscht sie seinen Worten, die ihr wie Musik klingen und die ihr Herz in einem quälenden Gemisch von Schmerz und Wonne erbeben machen. Wenn! Wenn er sich doch einmal verwirklichte, ihr höchster Wunsch, den sie jeden neuen Tag wieder begraben muß, der ihr nie erfüllt wurde, vielleicht nie erfüllt werden wird, und der doch immer wieder — trotz aller Enttäuschungen wie eine lockende Fata Morgana vor ihr auftaucht.

„Ich — mit Ihnen!“ wiederholte sie leise wie träumend und schließt einen Moment die Augen. „Wann?“

Sie sieht gehorsam hinein in das geschliffene Glas, dann aber so jählings zu ihm auf und direkt hinein in seine Augen und mit einem solchen Blick, daß ihm all sein Blut zum Herzen strömt und der Spiegel, den er ihr vorhält, in seiner Hand zu zittern beginnt.

Mein Gott, welche Versuchung für ihn!

Er kämpft diesen aufreibenden Kampf nun fast schon drei- viertel Jahr — und er ist doch nur ein Mensch. Wenn er sich jetzt herniederneigte und diese durstigen, verlangenden, süßen Lippen küßte — könnte man ihm das als Sünde rechnen?

„Wann?“ fragt sie noch einmal und er hört, wie ihre Stimme zittert. Ach, sie fragt das jeden Tag, seit Wochen, seit Monaten, und seit Wochen und Monaten muß er sie hinhalten, sie belügen, sie betrügen. „Erst sehen — erst untersuchen.“

Immer dasselbe, und immer ist sie zufrieden, immer geduldig. Er klingelt nach der Bode, hilft ihr aufstehen, wirft die lange Schleppe zurück, in die sich ihr strauchelnder Fuß verwickeln will, legt ihren Arm in den seinen, ritterlich, in vornehmer Zurückhaltung, alles wie am ersten Tage, als sie ihm noch eine Fremde war, und führt sie vorsichtig, Schritt für Schritt vom Balkon herunter zu dem Sessel, wo das Mädchen schon ihrer beider harret.

Sie kommen dabei an dem hohen Wandspiegel vorbei. Welch ein seltenes Paar — der schöne, kraftstrotzende Mann mit dem Kühnge schnittenen Charakterkopf und neben ihm die ätherische, zarte Frauengestalt in dem weißen, glitzernden, lang nachschleppenden Gewande mit den großen, fast überirdisch glänzenden Märchenaugen, wie ein lichter Engel anzusehen, der sich auf diese rauhe, unbarmherzige Erde verirrt hat.

Er beginnt.

Ihm graut davor — stets; heut mehr denn je. Er wollte Jahre seines Lebens darum hingeben, wenn ihm das wenigstens erspart bliebe, und möchte doch diese Qual nicht missen, sie keinem Menschen gönnen auf der ganzen Erde.

Mht sie etwas? Wird er sich nicht doch noch irgendwie ver-rathen, als Arzt, oder sich vergessen — als Mensch?

Nur das nicht!

Er horcht und klopft, Todtenstille herrscht in dem Salon, das einzige, was man hört, ist sein Athem. „Nun,“ fragt sie endlich ein wenig bange, da er gar nichts sagt, „nicht wahr, es ist doch besser. Ich fühle es ja. Die Schmerzen haben nachgelassen, ich huste fast gar nicht mehr.“

Da richtet er sich empor, langsam, mühsam, blaß bis in die Lippen, und dann steht er hastig auf, so schnell, daß der kleine Rohrfessel zu Boden fällt, weil sie die Schweißperlen nicht sehen soll, die er sich von der Stirn wischt. Er kann nicht sprechen, nicht gleich, er kann nicht, — er ist entsetzt, erschüttert bis ins Mark — und dabei sieht sie ihn an mit ihren Blauaugen, diesen süßen wonnigen Augen, an die er im Wachen und im Schlafen denkt, so ahnungslos, so bittend, so zärtlich — —

„Nun Doktor, lieber Doktor — —“

Daß ihn doch ein Blick erschläge in diesem Augenblick; aber es wird ihm nichts erspart.

„Gräfin!“

„Nun?“ fragt sie ahnungslos — —

„Nun — — ich denke wohl — — ein bischen — besser.“

Ist das seine Stimme? Sie klingt rauh, heiser, beinahe undeutlich, so ganz anders wie sonst, daß die Bode einen aufmerksam forschenden Blick zu ihm herüberwirft; Gräfin Sascha aber hört nichts und sieht nichts. Sie sieht nur ihn; für ihr armes, zerbrochenes, verpfushtes Leben ist es ja ein Glück — zu viel, wenn er nur bei ihr ist! Er hat gesagt, daß es besser ist, und wie ein jauchzendes, fröhliches Kind schlägt sie die Hände zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

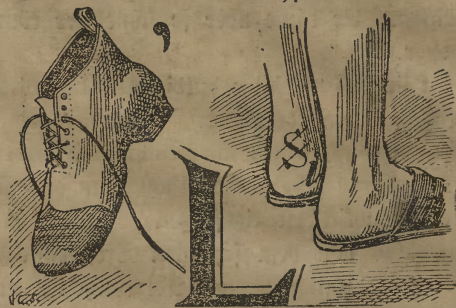
Räthsel.

Quadraträthsel.

A A B E E E E H
I I L L M R R R

Vorstehende Buchstaben sind in Quadratform derart zu ordnen, daß vier wagerechte Reihen entstehen, die gleichlautend mit den vier senkrechten sind und Wörter folgender Bedeutung ergeben: 1. Werkzeug, 2. hohes Gut; 3. weiblicher Vorname; 4. Titelheld eines bekannten Shakespeareschen Dramas.

Bilderräthsel.



Worträthsel.

Von Indianern der ganze 1
Hat sich heut eingefunden.
Am 1 von einem 2 ist ein
Gefangener angebunden.

Bald faßt um ihn der Tomahaw,
Es rühen ihn spitze Pfeile.
Bläß ist sein Antlitz, eingeschnürt
Der Leib durch harte Seile.

Was nützt's ihm, daß sein 1 — 2 alt
Und daß er von edlem Stande,
In einem 2 — 1 muß sterben er
Jetzt fern vom Heimatlande.

Abstrichräthsel.

Schaft, Stütze, Ente, Affe, Gast.

Von jedem Wort ist die Hälfte der Buchstaben zu streichen, jedoch so, daß die stehen bleibende Hälfte aus nebeneinander stehenden Buchstaben besteht. Die stehen gebliebenen Hälften bezeichnen im Zusammenhang ein Volksfest.

Scherzräthsel.

Auf der Rennbahn abgehakt
Ward er, doch er kam zuletzt,
Und sein Herr hielt sich betrogen.

Da verändert er sich ganz;
Er verlor so Kopf, wie Schwanz
Und ist krächzend fortgeflogen.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober;
B Bube, Benzel, Unter; V M H die drei Spieler).

Man freut sich, wenn man mal vier Zungen beisammen hat, aber nicht immer reißen sie den Spieler heraus. M, der Mittelhandspieler behält Wenden auf folgende Karte:

a9, 8, 7; b9, 8, 7; cA, K; dA, K.



M tonniert aA, findet noch bA, und hat also, nachdem er cK und dK gedrückt, eine Karte, auf die man die Gegner Schneider zu machen hofft. Trotzdem verliert er das Spiel, da die Gegner in 4 Stichen auf 70 kommen. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Lotteriegewinn.

Auflösung des Arithmogriphs.

A R A E R A
S O M M E R
T M T S H M

Auflösung der Schaktaufgabe.

(Dreizüger von Chr. Meyer: W, Ke8, Df3, Tc7, Ba4, b3, g5.
Schw. Kd4, Bd5, e6, h5).

1. Tc7 — c6, Ke5; 2. Te6: + — 1., c5; 2. Tc3 —
1., h4; 2. Te6. —

Richtige Lösungen gingen ein von: August Schwantes, Fridt Rosenbergs, Elisabeth Stieff, Martha Giesla, Alma und Georg Hohendorf, Otto u. Heinrich Struck, Johannes u. Rudolf Schellong, Georg Machatscheck, R. Weber, Bruno Hoffmann, Martha u. Marie Schulz Bromberg, Martha Seeliger, z. B. Breslau.